

Der „Viel-Positionen-Bezug“ der Soziologie

Ein persönlicher Nachruf auf Ulrich Beck

Von Armin Nassehi

Zum zweiten Mal binnen eineinhalb Jahren hat die *Soziale Welt* den Tod eines der Herausgeber zu vermelden. Ulrich Beck ist am ersten Tag dieses Jahres plötzlich im Alter von 70 Jahren gestorben, nachdem Norman Braun bereits im Sommer 2013 verstorben ist. Das bedeutet auch für die *Soziale Welt* eine Zäsur, denn Ulrich Beck hat diese Zeitschrift über mehr als drei Jahrzehnte geprägt und gestaltet.

Für mich selbst war die Zusammenarbeit in der und an der Zeitschrift letztlich die Basis, über die wir auch inhaltlich ins Gespräch gekommen sind – bei allen Divergenzen und unterschiedlichen Perspektiven war nicht zuletzt die Arbeit an den eingereichten Manuskripten die Basis, gemeinsam über die Möglichkeiten der Soziologie nachzudenken, über die Zukunft des Faches, aber auch über interne Differenzierungen und Zuschnitte. Ich nehme mir deshalb als gewissermaßen letzter überlebender Herausgeber das Recht heraus, Erinnerungen an die Zusammenarbeit mit Ulrich Beck zu präsentieren, die die Form eines wissenschaftlichen Nachrufs annehmen wollen, dies aber sehr persönlich gefärbt. Ich möchte darüber erzählen, was uns unterschieden hat – und ich möchte auch eine kritische Perspektive auf Ulrich Beck einnehmen. Denn dieser Unterschied und die wechselseitige Kritik waren die Basis unserer freundschaftlichen Verbindung.

Was uns beide stets umgetrieben hat, ist das Verhältnis von Gesellschaftstheorie, Zeitdiagnose und öffentlicher Intervention. Wir waren uns darin einig, dass all diese unterschiedlichen Praxisformen des Soziologischen relevant sind und für die Bedeutung des Faches konstitutiv – sowohl in ihrem Außenverhältnis als auch im Hinblick auf Binnenverhältnisse. Ulrich Beck hat in seiner ihm eigenen Art freilich immer wieder bestritten, dass es sich bei diesen unterschiedlichen Perspektiven auf das Fach um unterschiedliche Praktiken handeln muss.

Die enorme Wirkung dieses Soziologen besteht wohl unter anderem darin, dass diese unterschiedlichen Perspektiven in ihm und seiner Person gewissermaßen eine Aufhebung erfahren haben, und zwar in dem Sinne, dass sie jeweils voneinander gelebt haben. Der theoretische Beck, der gegen die „Zombie-Begriffe“ des Faches opponierte, wurde durch jene öffentliche Wirkung befeuert, die die Stilisierung seiner Diagnosen als völlig überraschend und neu erst ermöglicht hat. Seine Zeitdiagnosen haben sich Freiheitsgrade dadurch erwirtschaftet, dass er auf das Arsenal der theoretischen Begriffe des Faches weitgehend verzichten konnte und dafür theoriegenerierte Gründe geltend machte, aber nicht wirklich explizierte. Und die öffentliche, den Aktualitätsmechanismus der Massenmedien nutzende Wirkung seiner sprechenden Bilder und provokativen Diagnosen lebte davon, dass man dahinter mehr Arbeit des Begriffs vermutet hat, als er dann selbst zu leisten bereit war.

Wir haben uns über diese meine Einschätzung oft genug gestritten – und es war ein Genuss, mit Ulrich Beck zu streiten. Einig waren wir uns dabei, wie sehr seine Soziologie sowohl innerhalb als auch außerhalb des Faches missverstanden wurde. Wahrscheinlich gab es keinen Soziologen, dem so systematisch Sätze unterstellt worden sind, die er so nie gesagt hat. Aber – und das war letztlich immer der Konfliktpunkt zwischen uns – ich bin mir sicher, dass es zu solchen Missverständnissen nur deshalb gekommen ist, weil Ulrich Beck letztlich immer darauf verzichtet hat, den angeblichen Zombie-Begriffen des Faches dann doch etwas wirklich begrifflich Ausgearbeitetes entgegenzusetzen, was seine Grundintuition soziologisch belastbarer auf den Begriff bringen kann. Dabei ist Ulrich Beck freilich nicht derjenige geblieben,

als der er seinem eigenen Milieu womöglich besonders erschienen ist: ein Reflexionstheoretiker jener wohlmeinenden Mittelschichtserfahrung, dass sich die Unübersichtlichkeit der Welt durch Einsicht in die besseren Motive werde bewältigen lassen. Wiewohl die Soziologie für ihn etwas von einer Morawissenschaft hatte, hat Ulrich Beck stets ein Gespür dafür gehabt, dass sich Gesellschaften dann doch nicht so darstellen, wie es das linksliberale Milieu derer imaginiert, die tatsächlich an die motivgesteuerte Form des richtigen Lebens glauben. Ulrich Beck hatte, so würde ich seine Arbeit rekonstruieren, stets gesehen, wie beobachterabhängig sich Akteurskonstellationen darstellen, wie deutlich sich innerhalb der Gesellschaft ganz unterschiedliche Erfolgs- und Plausibilitätsbedingungen gegenüberstehen. Ulrich Beck hatte ein Gespür dafür, dass der Kosmopolitismus der global wirkenden Unternehmen etwa durchaus etwas mit den Erfolgsbedingungen des Ökonomischen zu tun hat, während der verhinderte Kosmopolitismus der staatlichen Politik seine Grenzen exakt in den spezifisch politischen Restriktionen des politischen Systems findet. Seine Rede von Macht und Gegenmacht, von den Widersprüchen eines institutionenabhängigen Individualismus und nicht zuletzt der gleichzeitigen „Demokratisierung“ des Risikos und der Folgen für soziale Ungleichheit ist von einem intuitiven Verständnis davon geprägt, dass die Unübersichtlichkeit der gesellschaftlichen Moderne tatsächlich etwas mit der Differenzierung unterschiedlicher Praxisformen zu tun hat. Dies hat er auf eine wirklich beeindruckende Weise diagnostiziert. Uneins waren wir uns, was die theoretischen Konsequenzen dieser Diagnosen anging. Mit differenzierungs- und praxistheoretischen Mitteln, so mein Einwand, den er freilich ablehnte, wären seine Diagnosen deutlicher auf den Punkt zu bringen gewesen – hätten dann aber durchaus auch etwas von der revolutionären Ästhetik der Epochenschwelle und des ganz Anderen und Neuen verloren. Ulrich Beck pflegte auf diesen Vorwurf, den ich ihm gegenüber im Gespräch oft genug formuliert habe, stets zu betonen, dass die Differenzierungstheorie doch nur eine Theorie für national verfasste Gesellschaften sei und die Praxistheorie Bourdieus womöglich zu viel Verständnis für die Akteure aufbringe. Hier kann man sehen, dass Ulrich Becks ungläubliche diagnostische Kreativität am Ende dann doch vor durchgearbeiteten Theoriemitteln zurückgeschreckt ist. Der SFB „Reflexive Modernisierung“ hatte sich seinerzeit auf die Fahnen geschrieben, vor allem diese Lücke zu schließen, es aber letztlich nicht geleistet und auch nicht leisten können.

Für mich ist das immer an einer konkreten Formulierung deutlich geworden, über die wir öfter gesprochen haben – einer Formulierung, die für mich geradezu etwas Tragisches hat, denn es zeigt, wie sehr Ulrich Beck letztlich in seinen theoretischen Sätzen von den Zugzwängen der diagnostischen und vor allem politisierbaren Rede usurpiert wurde. In seinem Buch „Die Erfindung des Politischen“ von 1993 schreibt er gegen die Differenzierungstheorie: „Die Fragestellungen funktionaler Differenzierung werden ersetzt durch die Fragestellungen *funktionaler Koordination*, Vernetzung, Abstimmung, Synthese etc. Wiederum: das *und* unterläuft das *entweder-oder* – auch im Reiche der Systemtheorie. *Differenzierung selbst wird zum gesellschaftlichen Problem.*“ (Beck 1993: 78) Ulrich Beck hat Recht: Es ist kein *Entweder-oder-Verhältnis*. Differenzierung ist funktionale *Lösung* ebenso wie *Problem*. Exakt darum geht es ja, worum denn sonst? Was Ulrich Beck aber letztlich nicht zur Verfügung stand, ist die Einsicht, dass es sich bei der Theorie funktionaler Differenzierung um eine Theorie handelt und eben nicht um ein politisches Programm. Er beschreibt ja selbst – und da kommt wieder die diagnostische Potenz zum Tragen –, dass man Differenzierungsphänomene vor allem daran erkennen kann, dass es zu Koordinationsproblemen kommt, zu Passungsproblemen, zur Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem, zu Versuchen, Kategorien so zu ändern, dass sie an verschiedenen Stellen anschlussfähig bleiben – aber das hat er dann eher zum Anlass genommen, sich auf einen letztlich politisierten Gesellschaftsbegriff zurückzuziehen, für den Differenzierung eben ein Programm ist, das entscheidungskontingent auch anders ausfallen könnte, so als könne man von Differenzierung auf Koordination umstellen – was im Übrigen auf die

Paradoxie verweist, dass man nur koordinieren kann und muss, was irgendwie differenziert ist und deshalb eben nicht über Punkt-für-Punkt-Korrelationen kurzgeschlossen ist.

Nun will ich nicht nachträglich Recht behalten wollen, sondern nur auf die Struktur unserer Differenzen hinweisen, über die wir immer wieder verhandelt haben. Denn für mich wird genau an dieser Stelle deutlich, wie Ulrich Beck tatsächlich die *soziologische* Konsequenz seiner *politisch-kritischen* Perspektive nicht ziehen will. Man kann Differenzierungstheorien kritisieren und Alternativen vertreten, das ist keine Frage. Aber dann darf man nicht so tun, als sei Differenzierung ein politisches Programm, das man gewählt hätte. Liest man die Differenzierungstheorie genau, dann bietet sie nämlich ein Instrumentarium an, die Zugzwänge des Handelns, die Differenz von Erfolgs- und Plausibilitätsbedingungen und die unübersichtliche Nicht-Passung unterschiedlicher Beobachtingspositionen auf den Begriff zu bringen. Warum etwa ökonomische Akteure so leicht „kosmopolitisch“ sein können, politische aber nicht, lässt sich nur differenzierungstheoretisch verstehen. Und dass Wissenschaft bei den meisten Fragen ökonomischer, politischer oder sonstiger Provenienz nicht hilft, ist auch nur differenzierungstheoretisch zu verstehen. Und dass die von Ulrich Beck so genannten *Sowohl-als-auch*-Phänomene gerade das Bezugsproblem einer funktional differenzierten Gesellschaft auf den Begriff bringen, lässt sich auch nur mit diesen Mitteln sehen. Was mich an Ulrich Becks Soziologie stets fasziniert hat, ist seine kreative Beobachtungsgabe – nicht erreichbar war er für das Argument, dass er für das, was er da beschreibt, andere Theoriemittel braucht, um die Probleme dann nicht durch bloße Repolitisierung letztlich zu verharmlosen. Denn Ulrich Beck hat Recht: *Differenzierung ist ein Problem* – dessen Lösung nur innerhalb dieser Konstellation denkbar ist.

Diese zweite Quelle einer differenzierungstheoretischen Empirie, ein praxistheoretisches Motiv, geht davon aus, dass die Bedingungen des Handelns stets und immer nur die sind, die gerade zur Verfügung stehen und in denen sich Akteure vorfinden. Das war Ulrich Beck zu wenig politisch in dem Sinne, dass er sich Handlungsoptionen erhalten wollte, die man politisch wollen, aber nicht praktisch erwarten kann. Ulrich Beck war gefangen in der Idee eines stark politisierten Gesellschaftsbegriffs, der keine Theorie braucht, weil diese Idee der Gesellschaft letztlich die Grundlage jenes linksliberalen Milieus ist, das seine eigenen Plausibilitätsbedingungen darüber beschreibt, dass es universalisierbare Verbindungen zwischen sich selbst und der Präskription eines „guten Lebens“ annimmt. Dieses Milieu freilich ist selbstgerechter als Ulrich Beck es war, denn Ulrich Beck hat genau diese Restriktionen gesehen – sie aber nicht theoretisch aufgearbeitet, sondern durch politische Verve ersetzt.

Als ich 1997 als damals 37-jähriger Soziologe nach München kam, war Ulrich Beck für mich ein *role-model*, und zwar in dem Sinne, dass er es vermocht hat, sichtbare Selbstbeschreibungen der Gesellschaft anzubieten. Die Antinomien einer Gesellschaft, die eben nicht aus einem Guss ist, die Folgen einer Lebensform, die Individualität im Bestimmungsbereich ganz unterschiedlicher Anforderungen leben muss, die riskante offene Zukunft einer Gesellschaft, die radikal auf ihre eigenen Gegenwarten verwiesen ist, die Interdependenzunterbrechung von Planung und späterer Praxis, die räumliche Verschiebung politischer, ökonomischer, kultureller und wissenschaftlicher Wirkungssphären, der Kampf zwischen den Logiken der Gesellschaft – all diese Motive waren es, die Ulrich Beck immer wieder auf seine ganz eigene Weise mit einem faszinierenden Stil zwischen Engagement und Distanzierung und vor allem Selbstironie beschreiben konnte. Ich habe dies sehr geschätzt und bewundert und sehr viel davon gelernt – aber stets gab es zwischen uns dieses Unbehagen, dass ihm bei mir die Bereitschaft fehlte, von gewohnten Begrifflichkeiten zu lassen, und mir bei ihm die Blindheit dafür, dass es nicht ausreicht, all diese Phänomene in eine milieusensible Form der erfahrungsnahen Beschreibung zu bringen – ich habe dies in einem Beitrag zu Ulrich Becks 60.

Geburtstag einmal eine „Ästhetik der Erreichbarkeit und Benennbarkeit“ genannt (Nassehi 2004).

Es war auch diese Erfahrung und es waren auch diese Diskussionen mit Ulrich Beck, die mich dazu inspiriert haben, mein Buch „Der soziologische Diskurs der Moderne“ zu schreiben, in dem ich zu beschreiben versucht habe, dass sich in der Soziologiegeschichte zwei unterschiedliche Diskursstränge durchgesetzt haben. Der eine Diskursstrang hat die Gesellschaft eher nach einem *Arena-Modell* imaginiert, historisch gleichursprünglich entstanden mit der „Gesellschaftlichkeit“ des Nationalstaates, in dessen Öffentlichkeit sich die Welt *als Gesellschaft* beschreiben hat, in der sich unterschiedliche Wirkkräfte gegeneinander in Stellung bringen und entsprechend miteinander koordiniert werden müssen. Der andere Diskursstrang der Soziologie dagegen hat sich eher für die operativen, die praktischen, die konkret gegenwartsbasierten Formen des Ordnungsaufbaus interessiert, für die Zugzwänge des Handelns und die Unwahrscheinlichkeit sozialer Ordnung. Ich will dies hier nicht weiter diskutieren (vgl. dazu Nassehi 2006). Nur so viel: was ich hier zu zeigen versucht habe, ist, dass es zwischen diesen beiden Denkungsarten in der Soziologie wenige Brücken geben kann. Sie bloß in der Unterscheidung „Teilnehmer-“ versus „Beobachterperspektive“ aufgehen zu lassen, ist viel zu kurz gegriffen, weil ja auch der zweite Diskursstrang der Soziologie nicht nur die Bedingungen der Teilnehmerperspektive beobachtet, sondern dies teilnehmend an sich selbst nachvollziehen muss. Das ist es, was man etwa von Pierre Bourdieu lernen kann, der zwischen den Bedingungen des Handelns und den dazugehörigen *illusiones* unterscheidet oder der in seiner Sentenz des „Eingeboreneins“ der Akteure zeigt, wie sehr die Praxis stets eine vermittelte Praxis ist, die man nicht durch bessere Einsicht aushebeln kann – was bei Bourdieu ganz besonders wirkt, weil er als linker Soziologe Erkenntnisse gegen seine eigentlichen Aspirationen formuliert. Dass Ulrich Beck mit Bourdieu genauso wenig anfangen konnte wie mit der Differenzierungstheorie, ist also kein Wunder – auch wenn, und hier geht die Geschichte weiter, er immer wieder auf etwas gekommen ist, das tatsächlich wie Differenzierungsfolgen und die Kurzschlüssigkeit der Praxis aussieht. Dass er diese Kurzschlüssigkeit dann zumeist nur in den „fremden“ Milieus, etwa in den Führungsetagen von Unternehmen oder bei konservativen Politikern oder „traditionellen“ Wissenschaftlern ausgemacht hat, nicht aber auch an der eigenen milieugebundenen Einsichtsperspektive, ist eben dieser Perspektive geschuldet. Das kann man aus der Warte einer Theorie des *Arena-Modells* nicht sehen. Jedenfalls habe ich mich in diesem Buch wirklich intensiv an Ulrich Beck abgearbeitet (wenn ich unbescheiden sein darf: kaum jemand hat das jenseits der Adepten wirklich systematisch getan), weil gerade diese Soziologie für mich bei all ihrer diagnostischen Potenz in den Zugzwängen einer Denkungsart gefangen blieb, die eben nicht sehen wollte, dass etwa eine Umstellung von Differenzierung auf Koordination nur als politischer Satz funktioniert, als soziologischer aber hoffnungslos bedeutungsfrei bleiben muss.

Ich habe dies mit Ulrich Beck mehrfach intensiv diskutiert – und Ulrich Beck hat die Differenzen dann fast immer als Missverständnis abgetan (vgl. auch Beck/Nassehi 2013). Ich glaube nicht, dass ich übertreibe, dass sich darin auch die durchaus ambivalente Position dieses Soziologen in der deutschsprachigen Soziologie widergespiegelt hat, denn was Ulrich Beck immer wieder beklagt hat, war, dass er angeblich nicht wirklich ernst genommen worden ist. Das Tragische scheint mir darin zu liegen, dass gerade die stark appellativ-politische Form seiner Soziologie unschätzbare Anregungen gegeben hat und ihn zum meistzitierten Soziologen der Gegenwart gemacht hat, wenn es um anschlussfähige Diagnosen ging, aber kaum Konsequenzen für die im engeren Sinne wissenschaftlichen Folgen dieser Beobachtungen. Denn allein die Betonung, dass uns die Kategorien fehlen, und die Leugnung der Potenz einer wissenschaftlich verfremdenden Beschreibung zur begrifflichen Selbstkontrolle haben den „Missverständnissen“ Tür und Tor geöffnet. Diese Differenz war oft Thema zwischen uns –

und Ulrich Beck hat das eher als die Selbstimmunisierungsstrategie eines Soziologen abgetan, der lieber verfremdend schreibt.

Vor diesem Hintergrund, vor diesem sehr persönlich gefärbten Hintergrund, haben wir uns entschlossen, einen der ersten Texte, die Ulrich Beck in der *Sozialen Welt* veröffentlicht hat, hier wieder abzudrucken, gewissermaßen als ein Dokument der Potenz von Ulrich Becks Soziologie. Es ist der Aufsatz „Die Vertreibung aus dem Elfenbeinturm“ von 1980, aus dem 31. Jahrgang der Zeitschrift. Ulrich Beck hatte damals gerade seine erste Professur angetreten, und zwar an der Universität Münster (just übrigens in dem Semester, in dem ich ebendort mein Studium aufgenommen habe), und war bereits gemeinsam mit Heinz Hartmann geschäftsführender Herausgeber der Zeitschrift. In diesem Text beschäftigt sich Ulrich Beck mit der Frage, welche Bedeutung die Soziologie und die Soziologen für die Gesellschaft haben können. Es kommen also schon in diesem Text jene Motive vor, die für das gesamte soziologische Schaffen Ulrich Becks ausschlaggebend sein sollten und die von kaum einem Soziologen mit einer solchen Leidenschaft behandelt worden sind wie von ihm. Der Text betont das „Spannungsverhältnis zwischen ‚kollegenabhängiger‘ und ‚kundenabhängiger‘ Praxis“ (417). Dies ist ein differenzierungs- und praxistheoretisches Motiv – es macht darauf aufmerksam, dass es in unterschiedlichen Kontexten ganz unterschiedliche Erfolgsbedingungen und Anschlusslogiken gibt und dass es hier kaum zu einer Harmonisierung kommen kann. Dabei macht der Text schon auf der *kollegenabhängigen* Seite darauf aufmerksam, wie polykontextural eine moderne Gesellschaft aufgebaut ist. Am Beispiel der Frage nach den *sozialen Ursachen von Krankheiten* zeigt Ulrich Beck, wie komplex der Wirkzusammenhang einer differenzierten Gesellschaft ist und wie wenig monokausal das Verhältnis von Ursachen und Wirkungen beschrieben werden kann, von den praktischen Restriktionen jener Akteure ganz zu schweigen, die man gewinnen muss, um das Problem zu lösen. Die polykontexturale Beschreibung entwirft ein tiefscharfes Bild einer Gesellschaft, auf die einzuwirken erheblich schwieriger ist, als es entweder die Isolierung weniger Wirkkräfte in Faktorenmodellen oder die politischen Forderungen nach Verbesserung wahrhaben können und wollen. Diese Beschreibung ist sehr faszinierend und weist auf die Komplexität der modernen Gesellschaft hin – und doch hält Ulrich Beck die Komplexität dieser Beschreibung oder besser: die Beschreibung dieser Komplexität nicht für das, was man der Gesellschaft über sich selbst mitteilen sollte. Er sieht die Soziologie dann eher als die Anwältin derer, die ein Problem an die Soziologie herantragen – wer auch immer das dann empirisch ist –, nicht aber als eine Aufklärungsinstanz, die etwas dazu zu sagen hätte, dass sich womöglich Probleme anders darstellen als die Aufträge. Dass Ulrich Beck hier freilich zugleich darauf aufmerksam macht, dass sich diese Fragen auch im Kontext möglicher Arbeitsfelder, möglicher Vergütung, im Problembereich von Karrieren und Arbeitsplatzchancen bewegen, mag womöglich darauf hinweisen, dass die Komplexitätsdiagnose doch nur eine „kollegenabhängige“ Chiffre ist. Dabei ist es doch nur ein weiterer Hinweis auf eben jene komplexen Verhältnisse.

Es ist interessant, dass Ulrich Beck hier nur die Alternativen zwischen „hochabstrakten“ und „parteilichen“ Perspektiven ausmacht, nach Konsensfähigkeiten sucht und fast alles in einem Machtalgorithmus auflöst – als könnte Macht die Probleme einer komplexen Konstellation per se lösen. Man verstehe das freilich nicht als eine hochnäsige „kollegenabhängige“ Beschreibung. Vielmehr weist Ulrich Becks wirklich sehr spannender Text darauf hin, wie ungeklärt das Verhältnis von Gesellschaftstheorie und Kritik, von Gesellschaftsdiagnose und Beratung, von wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischen Konsequenzen außerhalb der Wissenschaft nach wie vor ist. Es ist tatsächlich bis heute ein grundlegender *basso continuo* der Soziologie, die ja nicht nur die Gesellschaft im Blick hat, sondern sich selbst als Teil der Gesellschaft vorfindet. Dieses Verhältnis – selbst das Charakteristikum einer differenzierten Gesellschaft – ist nach wie vor der Stachel im Fleisch jeglicher Soziologie, die mehr mitteilen möchte als das, was Soziologen von Soziologen hören wollen. Eine bleibende Leistung von Ulrich Beck

wird sicher sein, sich dieser Spannung wirklich ausgesetzt zu haben und an ihr gearbeitet zu haben. Mit welch tiefenscharfem Problembewusstsein Ulrich Beck seine soziologische Reise begonnen hat, davon zeugt dieser Text.

Die wohl beste Formulierung darin ist das, was er einen „Viel-Positionen-Bezug“ (437) aller Anwendungsfragen nennt, ein Motiv, auf das seine Soziologie immer wieder kommt, die er aber nicht wirklich systematisch weiter verfolgt hat. Der Erfolg seiner politisierbaren Beschreibungen jedenfalls hat womöglich den Blick dafür getrübt, dass die Soziologie auch den Mut haben muss, Konsequenzen aus diesem „Viel-Positionen-Bezug“ zu ziehen und vielleicht daraus ihre besondere und einzigartige Perspektive abzuleiten. Womöglich ist dann in der moderierenden Perspektive, auch in einer Idee von Übersetzung und wechselseitiger Nicht-Erreichbarkeit, ein Schlüssel für eine kritische und praxisrelevante Wendung soziologischer Erkenntnis zu sehen. Doch das würde nun auf ein allzu weites Terrain führen. Jedenfalls bleibt das Verhältnis von Gesellschaftstheorie und Kritik nach wie vor ein schwieriges Verhältnis.

Ich selbst jedenfalls, damit möchte ich schließen, habe viel von Ulrich Beck gelernt – ohne mir seine Diagnosen und Begriffe zu Eigen gemacht zu haben. Für mich hatte das intensive Gespräch mit ihm jedenfalls oft eine katalysatorische Funktion. Dafür, dass Ulrich Beck sich darauf eingelassen hat, bin ich dankbar. Dafür, dass wir uns nur selten einigen konnten, ebenfalls. Denn, wie anfangs bereits erwähnt, es war diese Differenz, die die Basis unserer Freundschaft war.

Literatur

- Beck, Ulrich (1993): *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*, Frankfurt / Main.
- Beck, Ulrich / Nassehi, Armin (2013): „Wir brauchen eine andere Logik, einen anderen Stil, eine andere Methodologie, um auf neue Formen von Unbestimmtheit zu antworten“. Ein Interview, geführt von Victoria von Groddeck und Julian Müller, in: Julian Müller / Victoria von Groddeck (Hrsg.), *(Un)Bestimmtheit. Praktische Problemkonstellationen*, München, S. 207-220.
- Nassehi, Armin (2004): *Die Ästhetik der Erreichbarkeit und Benennbarkeit. Eine unsachliche Kritik*, in: Angelika Pöferl / Natan Sznaider (Hrsg.), *Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt. Auf dem Weg in eine andere Soziologie*, Baden-Baden, S. 242-254.
- Nassehi, Armin (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt / Main.

Prof. Dr. Armin Nassehi
 Institut für Soziologie
 LMU München
 Konradstraße 6
 80801 München
 armin@nassehi.de